

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

erschieden Ihnen die Wünsche zum letzten Jahreswechsel irgendwie anders als sonst? Entweder unterlegt mit einem trotzigem »Dennoch« bei den standardisierten Formeln für die fröhlichen Feiertage und ein gutes neues Jahr voller Gesundheit, Erfolg und Glück. Oder es war mit leiser Skepsis gegenüber dem Althergebrachten vielfach die Rede von Frieden, Zuversicht und Gelassenheit. Wen wundert, dass diese Worte dann gleich ihren Weg auf die Wahlplakate fanden!

Hölderlins Trostworte wurden oft zitiert – »Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch« –, Rezepte wie jenes von Goethes Mutter »Frau Aja«, worin sie die zwölf bevorstehenden Monate von Bitterkeit, Geiz, Pedanterie und Angst freiputzt und stattdessen mit Frohsinn und Humor, Optimismus und Toleranz anreichert; natürlich Gedichte alter und moderner Klassiker, gern Erich Kästner und Mascha Kaléko, deren schnoddriger Ton uns heute vielleicht nähersteht.

Knappe Statements schmückten manche Karte, etwa statt des »guten Rutsch« ein »Demokratie für alle«, während sich auf anderen wortreiche Reflexionen fanden über unsere Zeit voller Umbrüche und Herausforderungen, die Welt voller Konflikte – um nicht zu sagen: Kriege – und wie man diesen eventuell begegnen könne.

Im Gespräch? Mit Verständnis für unterschiedliche Perspektiven?

Ein Kollege erinnerte an C.F.D. Schubarts Neujahrswunsch und Hermann Bausingers Gedanken dazu. Es geht darum, ob Neujahrsglückwünsche, irgendwann einmal, als man sie noch persönlich überbrachte, eher von Herzen gekommen seien, und ob der beliebte Satz, »Ich wünsche Dir, was Du Dir selber wünschen möchtest«, nicht dem reinsten Egoismus Tür und Tor öffne. Was also vernünftige Wünsche sein könnten, wo man »so viel von Selbstverwirklichung spricht«? (Bausinger anno 1981) Schubart, ausgerechnet er, predigt Mäßigkeit und Seelenfrieden, und meint, dass durch Fleiß und Ehrlichkeit, Weisheit und Wahrheit die Dinge ins Lot kämen ... Auch vor 250 Jahren wird diese ideale Vorstellung keine große Chance auf Realisierung gehabt haben.

»Hier ist des Glücksradts Stund«

Wir schauen in diesem Jahr noch weiter zurück, auf das 500-jährige Jubiläum des Bauernkriegs, das mit einer Vielzahl von Ausstellungen, Tagungen, Vorträgen, Reisen und nicht zuletzt Publikationen begangen wird – bitte beachten Sie außer dem zentralen Beitrag von Lea Wegner in dieser Ausgabe auch die Buchbesprechungen, die Hin-

weise im Ausstellungskalender und in SHB-Intern sowie den beiliegenden Flyer mit Führungen und Exkursionen des Schwäbischen Heimatbundes.

Wie die Akteure damals Verlauf und Ausgang des Bauernkriegs als ein unberechenbares Rad des Schicksals ansahen und auf ihr Glück bauten, welche Rolle das seinerzeit neue Medium des Buchdrucks spielte, mit dem Flugblätter und Flugschriften in nennenswerten Auflagen hergestellt werden konnten, und vor allem auch, wie sich Koalitionen je nach Interessenslage und / oder aktueller Stärke bildeten und wieder zerfielen – das

sind Themen, mit denen sich zu beschäftigen nicht nur weil historisch spannend lohnt, sondern möglicherweise hilfreich zur Analyse gegenwärtiger gesellschaftlicher Konflikte sein kann.

Dies wäre mein persönlicher Wunsch für das angefangene Jahr, mit der *Schwäbischen Heimat* den Blick zu lenken auf die unterschiedlichsten Wissensgebiete und Lebensbereiche, die uns letztlich alle tangieren: Ob sie erfreuen, wie die Reportage der jüngsten Mitarbeiterin über die Jugendbauhütte, entsetzen wie die Darstellung der Entwürdigung von Frauen wegen ihrer Kontakte zu polnischen Zwangsarbeitern, erstaunen wie der Artikel über die Rätsel der Nachgeburtsbestattung. Wenn heute niemand mehr diese Themen als »Gedöns« ablehnt, ist das doch immerhin ein (kleiner) Fortschritt – für den freilich nicht Fortuna verantwortlich zeichnet.

Mit guten Wünschen
Ihre Irene Ferchl

